

ds Chlapperläubli

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 52

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Erscheint alle 14 Tage. Beiträge werden vom Verlag der „Bernner Woche“, Neuen-gasse 9, entgegengenommen.

Zwischen den Zeiten.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's nur ganz leis,
Als wären lauter Englein
Im Schlapperläubli freie.
Es herrscht noch Weihnachtsstimmung
Und's schwebt noch in der Luft,
Ein feiner Christbaumkerzchen-
Und Tannennadelnduft.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's friedlich sehr,
Als gäb' es nichts zu sticheln
Und zu beschlappern mehr.
Als gäb' es nichts zu tadeln
Rings um die Lauben 'rum,
Als flög' der Weihnachtsengel
Noch immer rings herum.

Im Schlapperläubli schlappert's
Und plappert's furchtbar lieb,
Das Schlapperchängli drückt sich
Beiseite wie ein Dieb.
Es läßt kein Zischen hören,
Es rührt kein Bünglein nicht,
Es ringelt sich zusammen,
Damit es ja nicht — sticht.

Im Schlapperläubli ist es
Ganz heimelig und still,
Vom Schlangenneste ward es
Zum Taubenschlagidyll.
Selbst 's Schlapperchängli süßelt sich
Nun engelreich logar:
Wünscht allen Schlapperläublern
Ein — „Glücklich neues Jahr!“
Schlapperchängli.

Vom Alter.

Wie mängisch ghört me doch Eltere zu ihre
Chinder, we si im jugendliche Uebermuet e dñh
über d'Schtange schla, säge: „Wartet nume,
bis der einisch elter syt, dir wärdet de no
erfare, was läbe heißt.“

I frage mi, ich das nid scho e dütlliche
Bewys derfür, daß ds Alter allerhand Schwärs
und Unagnähns bringt, öppis, wo ds Gäge-
teil ich vo däm, was me under „schön ha“,
„lustig und glücklich sy“ versteht?

We me jung ich, macht me sich us selige
Schprüch gewöhnlich nid vil drus, mi dänkt
höchschstens, brichtet dir nume so lang der weit,
und läßt fröhlich wyter i Tag yne. Us ganz
natürliche Gründe! Scho der groß Philosoph
Schopenhauer het i syne „Aphorismen zur Le-
bensweisheit“ dargleit, daß me i der Jugend,
wenn's bärquf göngi, voll Heiterkeit und Läbes-
lust syt, will me der Tod, dä am Fuez vo der
andere Syte vom Bärq wartet, nid mög er-
chenne, wenn aber einisch der Gipfel überschritte
wärdi, syt ou der Tod sichtbar. D'Läbeschraft
göng abwärts, der Läbesmuet sinkt, use ju-
gendliche Uebermuet folgi e trüebe Aernsicht.

I der Chindheit dänkt me, wie gseit, natür-
lich nid a derartigi Sache. Aber scho bim
Nritt i ds rnyere Alter saht, wie der Scho-
penhauer träffend bemerkt, Divergänz a und
wid mit de Jahre immer größer.

Der Schopenhauer het Rächt. I ha sälber
ou scho i früebe Jahre us verschiedene Gschprüch
und Rede vo Erwachsene e Ahnung geschöpft.
daß ds Alter allerhand Veränderunge, vil
Schmärke und Leid mit sich bringi. Und nid
vergäbe ha-ni dennzumal i mym Tagebuch, das
ich no wohlverwahrt mit allerhand Grümpel
i-ne-re Chilschte uf em Eschtrig lyt, myne Ge-
danke mit de Worte Usdrud gäh: „D Gott,
Schidjal des Lebens, laß' mich nie alt werden!“

Dermit ha-ni nid nume a ds körperliche alt
wärde dänkt, i ha wölle säge, ds Schidjal
möcht' mir myni Tröum und Ideal vo der
Jugend nid wägnäh und zerschtere.

Sithär ich mängs, mängs Jahr verby gange,
ds Alter ich einewäg cho und mängs schöne
Jugendtröum, mängs herrlichs Ideal us'em Lä-
beswäg verlore gange. Aber nid nume das!
Du allerhand lyblich Beschwärde hei sich mit
der Zyt als unzertrennlich Kamerade ngschlekt
und mi zwunge, uf die und jeni Freud z'ver-
sichte.

Mit de vierzger Jahre ma der Mönch tat-
sächlich scho gschpüre, daß er nimm i der Blüete-
zyt vom Läbe schteit. Er het gewöhnlich scho
da und dert Gebräste und ou der Charakter
saht sich langsam a ändere. Und ich me erscht
bim süßigste Läbesjahr aglangt, so saht's
scho bedänktlich asa böse. Us läbesfrohe, guet-
mütige Jünglinge wärde mängisch roudouzigi,
hässigi Manne, us fründliche, liebenswürdige
Töchterit bößi, giftigi Froue. Die verehrte Lä-
serinne und Läser vo der Bärnerwuche natür-
lich usquo! Die schönste Jugendfründschafte
löse sich uf, mi versteht enand nume, die
beschte Kamerade wärde zu Gägner und Finde
und alles nume wäge däm leidige Alter. Der
Läbesmuet sinkt, d'Vegeißterung gheit abe
wo me früeher ghoffet het, saht me a zwysle
und mi mueß em Schopenhauer wiederum Rächt
gäh, wenn er seit: D'Jugend syt d'Sehnucht
nach em Glück, ds Alter e schtet Besorgnis
vor em Unglück!

Scho i de eltichste Zyte het me sich an-
schönend Gedante gmacht über ds Alter. Min-
nermos, e griechische Lyriker us Kolophon, 630
vor Chr., het scho dennzumal i-me-ne Gedicht
„Das Loos des Alters“ syne Chlage Usdrud
gä, wie trurig es syt, daß d'Jugend, d'Liebi,
die Blüete der Chraft so rasch verwelti, die
Gebräde vom Alter der Ma, sälber der schönst
entschlekt. Er spricht vo der Sehnsucht, die
raschlos am Gmuet zehri, so daß sogar Helios
Strahl ds Hätz nimm mög erfreue. Das Ge-
dicht schließt mit de Wort: „So viel Schweres
verhängt über das Alter ein Gott.“

Wesi hütiig Zyt dänkt im Grund gno glich.
Warum süß de alli die heiße Beschtrübunge
möglichst lang jung z'blibe? Warum all'
die künstliche Mittel sich jung und schön z'er-
halte? Warum das pubere, schminke, salbe,
Haar färbe, die kurze Röde, die Büchöpf usw.
bi de Dame? ... Die glattrasierte Gsidter,
die bunte, brüelige Cravatte bi de Herr?
Und der Schport i all' syne Arte, das bade
und turne und tanze, het das nid alles zum
Aendwäd jung z'blibe oder doch wenigstens
jung z'shnye. Und die verschiedene Vereini-
gunge, Masdastan, Christlich Wüßschafte usw.
geiht ihres Zil nid dertbi, gund und jung
z'erhalte? Vom Profässer Steinach gar nid
z'rebe. Dä schtudiert, wie me weiß, scho sit
langem dran ume, wie me e müede, schwache
gebrächliche Greis i-ne frische, läbeslustige,
gunde Jüngling gönnti verwandte. Der Er-
folg ich zur Zyt no nid großartig, aber
was nid ich cha no wärde!

Ja, es sy scho Schtimme lut worde, die
behauptet, es bestöndi überhaupt sei Grund
derfür, daß der Mönch einisch müeß schtarbe,
es syt geradezum e Unfug, so öppis z'dänke.
Es ewigs Läbe, e ewigi Jugend! Wahrschäftig,
es großes Zil! Vorläufig aber no e Utopie.
Mi list wenigstens no all Tag vo Lüt, junge
und alte, die gschtorbe syt und es git hüt
no Mönche, die ungeheiß us däm irdische Dagh
verschände. Ueberall ghört me no chlage über
die Beschwärde vom Alter und mi cha hie und
da

Doch nei, da drüber wei mer nume wyters
brichte, mir vo der eltere und alte Garde
wärde dä Umschwung chum meh erläbe, die
Junge solle de sälber luege wie si dermit
fertig wärde. Mir wei lieber mit em Trost
vorlieb näh, dä der Schopenhauer us git, wenn
er seit, daß das Schwinde vo de Chraft im
zuenähmende Alter allerdings sehr trurig syt
aber notwendig, ja wohltätig, will süß der
Tod ein gönnti z'schwär wärde. Im übrige
soll jede mache was er für guet findet, um
sich möglichst lang gund und jung z'erhalte.
Alt wärde ich z'letschtemänd, we me z'Läbe
het, teis bünders Verdiencht, aber sich gäng
jung fühle, das ich e Rumsicht, das Zil, das
me hützutag mit allne Mittel sött sueche z'er-
reiche.

Sch p a h.

Anekdote.

Die Sturmglode.

Goethe war bekanntlich ein großer Anek-
dotenfreund, und wenn er, ein glänzender Er-
zähler, einmal in Stimmung war, riß der Fa-
den bei ihm so leicht nicht ab. Besonders in
seinen Unterhaltungen mit dem jungen natur-
wissenschaftlichen Hausfreund Frédéric Soret,
die soeben von Prof. Dr. H. S. Houben
im Verlag Brockhaus zum erstenmal in einer
goethewürdigen Uebersetzung nebst einer staunenswerten Fülle bisher unbekannter Briefe und
hochinteressanter Denkwürdigkeiten aus dem Weimarer Milieu herausgegeben werden, zeigte er
sich von dieser lebenswürdigsten Seite. Soret,
in Genf daheim, Franzose von Geblüt, stand
ihm in der Kunst des Anekdotenerzählens nicht
nach, und da er Goethes Vorliebe kannte, sind
seine geistreichen Briefe an den Dichter, die in
dem Houbenschen Buche „Frédéric Soret,
Zehn Jahre bei Goethe“ zum erstenmal
übersetzt erschienen, gepickt mit allerhand Schmr-
ren und mehr oder weniger anzüglichen Ge-
schichtchen. In Weimar wurde damals wader
das Tanzbein geschwungen, denn Bälle und
Maskeraden waren, neben dem Theater, das
einzige gesellschaftliche Vergnügen, und ein Ge-
ner des Tanzes hätte in der thüringischen Resi-
denz rein verweisen müssen. Von solch einem
abgelagten Feind des Tanzes in seiner Schweizer
Heimat erzählte Soret dem Dichter einmal
folgenden hübschen Einfall:

„Vor einigen Tagen wurde in Monrozier
einem kleinen Savoyardendorf bei Genf, eine
Hochzeit gefeiert. Der Pfarrer ist ein erklärter
Feind des Tanzes und meint, man solle die
Zeit besser zum Beten verwenden; die Bauern
wissen das, verschaffen sich aber doch Musik-
instrumente, versammeln sich in einem Saal,
schließen die Tür sorgfältig hinter sich zu, und
der Tanz beginnt. Der Pfarrer kommt atemlos
angerannt und will hinein, die Tür ist ver-
schlossen, er klopft immer stärker, ruft immer
lauter; aber wie soll er sich vernehmlich ma-
chen? Die Musik macht einen Heidenlärm, die
eisenbeschlagenen Schuhe der Tänzer stampfen
den Boden, Gelächter, Stimmengewirr, Gesang
usw. Die Stimme des Pfarrers dringt nicht
durch, oder richtiger: die Tänzer stellen sich
taub. Aber ein pflichteifriger Pfarrer darf
nicht den kürzeren ziehen; er läuft zur Kirche
und läßt — die Sturmglode läuten. Nun
kommt alles in Bewegung, man denkt schon,
das Dorf stehe in Flammen, jeder rennt vom
Tanzboden fort, um Haus und Hof zu retten,
die Bauern aus den Nachbardörfern eilen zu
Hilfe. Der Ball ist aus, der Pfarrer hat
geliert.“

